

Sabine Haupt

Die geheimen Stimmen der Medusa

Wie Frauen in der Wissenschaft überleben

»Frauen gehören eigentlich nicht in die Wissenschaft.« Wir befinden uns in München, irgendein Juniabend, kurz nach Sonnenuntergang. Die hier zur Debatte stehenden Vorkommnisse sind – ich schwöre bei allen guten, von Logik und Vernunft noch nicht völlig verlassenem Geistern – keine erfundene Horrorgeschichte aus dem Gruselkabinett radikalfeministischer #genderwarriors. Nein, es ist eine ganz normale Alltagsszene aus einem ganz normalen Frauenleben. Wir sitzen zu dritt in einer Küche im Stadtteil Neuhausen-Nymphenburg. Es gibt hier, gleich um die Ecke, einen Springbrunnen, den der Volksmund »Das steinerne Paar« getauft hat, und es gibt einen Schlosspark, in dem die Nationalsozialisten bis kurz vor dem Zweiten Weltkrieg im Hochsommer die »Nacht der Amazonen« feierten. Solche Details erwähne ich nur, um darauf hinzuweisen, dass im vorliegenden Fall gewisse örtliche und historische Zusammenhänge zu berücksichtigen sind.

Ich kenne E. und R. seit über 40 Jahren. Er arbeitet noch immer als Psychoanalytiker, sie als Kindertherapeutin. Es gab eine Zeit, da waren die beiden miteinander verheiratet. Doch irgendwann hatte E. die Sprüche ihres Mannes satt, meistens ging es dabei um Penisneid und Hysterie, dionysische Männer und kastrierende Frauen, um natürliche und widernatürliche Bestimmungen, reife und unreife Orgasmen. Ich will die diskursiven Gräben dieser Analytiker-Ehe jetzt nicht weiter vertiefen, obwohl sie symptomatisch sind für das, worum es mir hier geht. So viel ist jedenfalls sicher: Sein Todestrieb war stärker als ihre Libido. Oder umgekehrt, eins von beiden. Darauf zumindest konnten sie sich einigen.

Doch zurück an den Münchner Küchentisch. Dort geht es jetzt nicht um diese Ehe, es geht um mich. Denn die Wissenschaftlerin, die als Frau nicht in die Wissenschaft gehört, bin ich. R. hockt da und grinst. Ich weiß: Er provoziert. Das macht er gerne. Er ist dafür bei Freunden und Feinden bekannt, man erwartet nichts anderes von ihm. Schon mahnt eine altbekannte, gut trainierte innere Stimme (vermutlich die Kleinhirn-Souffleuse aus der hinteren Schädelgrube): »Lass ihn doch quatschen, er will dich nur aus der Reserve locken!« Stimmt! Er hockt da, grinst und lockt mich aus der Reserve. Wie eine fette Spinne hockt er da, beäugt seine Ex und mich durch dicke, leicht beschlagene Brillengläser. R. ist Ende 60, kryptokatholisch, moderat übergewichtig, bluthochdruckgerötet, vermutlich Diabetes Typ 2.

Mit seinen hellen, etwas schlaffen Händen greift er nach Rotwein und Gläsern, verteilt, schenkt ein, trinkt, schweigt, lauert. Ich weiß: Er kann es nicht lassen. Grenzen und Menschen zu verletzen, das ist seine Leidenschaft. Ich stelle ihn mir vor, Mitte der 1960er-Jahre, er ist 13 oder 14 Jahre alt, gut in Latein und Religion, schlecht in Mathematik und Sport, ein dicker bayerischer Bub vom Land, dem auf dem Gymnasium der Schrobenhausener Dialekt ausgetrieben wird. Brille, Akne und kurze Hosen verstellen die Sicht aufs Leben. Die Mama füttert ihn mit Kuchen und fetten Würsten, er rächt sich an kleinen Tieren und Mädchen mit langen Zöpfen.

Natürlich weiß ich das, jeder weiß es, es ist entsetzlich banal, vielleicht wäre jetzt eine hochmütige Form von Mitleid die adäquate Reaktion. Doch es gelingt nicht. Vor 40 Jahren hätte mich ein solcher Satz augenblicklich verstummen lassen. Im Französischen gibt es für diesen Zustand äußersten Befremdens das Wort »médusé«, was so viel bedeutet wie: erstarrt, völlig verblüfft, vom Medusenblick des anderen versteinert, Schockstarre statt Angriff oder Flucht. Vor 30 Jahren hätte ich wohl eifrig dagegengehalten, argumentiert, wahrscheinlich auch noch vor 20 Jahren. Heute möchte ich nur noch zuschlagen. Und wundere mich. Warum verletzt es mich, wenn ein Mann dieser Generation Frauen das theoretische Denken abspricht, von linken und rechten Hirnhälften schwafelt,

Aristoteles, Schopenhauer, Nietzsche, Weiniger, Möbius und Co. zitiert, ohne die Quelle zu kennen? Der Schwachsinn des Weibes ist weder physiologisch noch kognitiv, weder genetisch noch anatomisch bedingt. Er ist sozial. Das sehen Hedwig Dohm, Simone de Beauvoir, Kate Millet, Alice Schwarzer, Hélène Cixous, Judith Butler, Martha Nussbaum und viele, viele andere genauso. So viel Konstruktivismus kann und muss sein, egal in welcher Welle des Feminismus wir uns gerade befinden.

Ich leide also unter sozialem Schwachsinn, und zwar nicht nur dem gewisser Herren und Menschen wie R., sondern auch an meinem eigenen Schwachsinn, genauer gesagt: dem Unvermögen, in solchen Situationen souverän oder wenigstens verächtlich aufzulachen und das Thema zu wechseln, oder, zweite Möglichkeit: mein Glas zu nehmen und nach draußen, in den stillen, nächtlichen Garten zu gehen, oder aber tatsächlich – ja, wieso eigentlich nicht? – dem Angreifer die Fresse statt empört und nervös die eigenen Brillengläser zu polieren und darüber nachzudenken, wie feine Damen sich strategisch am sinnvollsten verhalten, wenn sie trotz fortgeschrittenen, also durchaus respektablen Alters und einer leidlich erfolgreichen akademischen Karriere im eigenen Leben als fehl am Platz deklariert werden.

Frauen, die sich wehren, gelten als: spröde, überempfindlich, erbittert, frustriert, unbeherrscht, überspannt, unsouverän usw. (die Reihe aller sexistischen Beleidigungen gleicht der Reihe der irrationalen Zahlen, sie ist prinzipiell unbegrenzt). Frauen sollten also humorvoll reagieren, denn schließlich stehen sie drüber. Es bleibt ihnen auch gar nichts anderes übrig, als drüberzustehen, ist doch das »Lachen der Medusa« (Hélène Cixous) ein möglichst feinsinnig-ironisches, vielleicht auch schallendes, auf keinen Fall aber bitteres oder zynisches.

Doch warum kann ich dieser Vorgabe so wenig entsprechen, obwohl ich Feministin und im Großen und Ganzen eine ziemlich feine Dame bin? Warum gelingt es mir nicht, das dumme Geschwätz zu behandeln, als wäre es eine ganz alltägliche Flegelei wie Vorfahrtnehmen oder Gempel im Bus und in der Warteschlange? Im Experteninterview auf Radio SWR4 empfiehlt ein gewisser Prof. Dr. Glanzmann, unter allen

Umständen die Ruhe zu bewahren. Das Allerwichtigste sei, sich nicht zu ärgern und das rüpelhafte Verhalten des anderen einfach zu ignorieren. Ich zitiere: »Solche Situationen sind unangenehm, aber man sollte ihnen möglichst immer mit Höflichkeit und Humor begegnen, da man ja von Anfang an nicht weiß, was den Rüpel dazu bringt, sich so zu verhalten.« Richtig: Was den betreffenden Rüpel dazu motiviert, andere Menschen zu missachten, ist ziemlich rätselhaft. Doch was unterscheidet R.s Kalendersprüche von einer ganz trivialen Unverschämtheit? Warum ist es für mich ganz und gar unmöglich, Professor Glanzmanns Rat zu befolgen?

Und ich erinnere mich, fast schlagartig, doch ohne konkrete Bilder, es ist eine Form von abstrakter Emotion, ein biografisches Hintergrundrauschen, das in solchen Momenten zu unüberhörbarem Getöse anschwillt. Ich erinnere mich an meine kleinbürgerliche Kindheit, an Großväter und Großmütter, an mahnende und strafende Worte und Blicke der Eltern, der Onkel und Tanten, Nachbarn, Lehrer und Lehrerinnen. Gender-Framing, normative Sozialisationschübe, die jede Frau aus eigener Erfahrung kennt, aus tausend Sprüchen, Anekdoten, Erzählungen, eigenen Erlebnissen. Sie zu zitieren, wäre müßig. Alle Frauen meiner Generation und älter (doch auch viele jüngere ...) kennen sie. Immer ging es dabei um das, was Mädchen nicht können, sollen und dürfen, was eine richtige Frau ausmache und was nicht.

Später dann ähnliche Erfahrungen im Beruf: Demütigungen, Ungerechtigkeiten, Unverschämtheiten, Bevormundungen, Benachteiligungen. Doktorväter, die ihren Doktorandinnen von einer Unkarriere abraten, weil diese sie nicht wirklich »glücklich« mache, Berufungskommissionen, die das »Potenzial« der männlichen Kandidaten beschwören, während sie bei Kandidatinnen mit Kindern die real vorhandene Anzahl der Publikationen bewerten. Die Literaturwissenschaftlerin Christa Bürger, eine Pionierin der feministischen Literaturwissenschaft, hat solche Erlebnisse in ihrer hochinteressanten Biografie *Mein Weg durch die Literaturwissenschaft*. 1968–1998 auf subtile und unpolemische Weise zusammengetragen, dabei gezeigt, dass Frauen im Wissenschaftsbetrieb

auch heute noch einen charismatischen Mentor benötigen, der sich übrigens meist auch als türöffnender Ehemann verwenden lässt, oder aber, wie Christa Bürger selbst, einen gleichaltrigen Verbündeten, mit dem frau ihre Augenhöhe trainieren kann, damit der allgemeine Schwachsinn einem nicht über den Kopf steigt.

Das Dumme am Schwachsinn ist nämlich, dass alle glauben, er sei längst passé, Schnee von gestern. Dabei hat sich dieser Schnee (und das in seiner matschigsten und pappigsten Form!) nur in die Ritzen des Unbewussten verkrochen und verströmt nun von dort aus seine archaische Kälte. Gewissermaßen als glaziale Unterströmung des limbischen Systems. Denn wer würde heute, angesichts einer mit Gleichstellungsbeauftragten geradezu gespickten Verwaltung und der in allen Stellenausschreibungen rituell beteuerten Bevorzugung von Frauen, vermuten, dass die Statistiken dennoch stimmen? Statistiken, laut denen sich der Anteil von Frauen an der ProfessorInnenschaft in den letzten 40 Jahren zwar verzehnfacht hat, konkret: von zwei auf etwas mehr als 20 Prozent, bei diesem Wert nun aber schon seit etlichen Jahren stagniert. In Aufsichtsräten, Konzern-, Schul- und Theaterdirektionen sieht es nicht anders aus. Die berüchtigten gläsernen Decken und leaky Pipelines scheinen nach wie vor voll funktionstüchtig.

Alle wissen es. Man staunt zwar noch ein bisschen, wenn man mal wieder kurz darüber nachdenkt, hat sich aber im Großen und Ganzen, trotz wellenartig aufflammender, rasch wieder verebbender Proteste, an den Gender Gap gewöhnt. Sogar der Wikipedia-Artikel zum Thema »Frauen in der Wissenschaft« erwähnt alle irgend relevanten Aspekte ihrer Benachteiligung: soziale, politische, ideologische, vor allem aber: historische. Es scheint, als hätten die traditionellen biologisch-anatomischen Begründungen keine reale Bedeutung mehr. Hört man sich in einschlägigen Kreisen um, scheint das Thema Gleichberechtigung gegessen: die Luft ist raus, der Hype vorbei, allgemeines Gähnen. Kein halbwegs gebildeter Mann behauptet in offiziellen Gesprächen, Frauen hätten in der Wissenschaft nichts zu suchen. Meine männlichen Kollegen würden eine solche misogynen Voreingenommenheit weit von sich

weisen, es sich verbitten, als akademische Paschas dargestellt zu werden. Auch als aufgeklärte, engagierte Ehemänner und Väter vertreten sie selbstverständlich das Ideal eines gleichberechtigten Miteinanders der Geschlechter. Darüber herrscht an den Fakultäten – im Gegensatz zu vielen anderen Themen, beispielsweise Frauenquoten – Konsens.

Woher also meine Wut und Empörung? Ist nicht alles längst in Ordnung? Noch ein bisschen Geduld, und die reale Gleichberechtigung wird kommen. Und zwar, rein statistisch betrachtet, in ziemlich genau 100 Jahren. Das Weltwirtschaftsforum hat die Sache erst kürzlich wieder bis auf drei Stellen hinter dem Komma ausgerechnet. Im »Global Gender Gap Index Ranking« für 2020 steht Deutschland auf Platz 10, hinter Spanien und Ruanda, die Schweiz auf Platz 18, knapp hinter den Philippinen und Südafrika. Was also soll die ganze Aufregung?

Das fragt sich auch meine Kollegin, die feministische Kulturwissenschaftlerin Barbara Vinken, in einem 2010 erschienenen Aufsatz mit dem Titel »Die Intellektuelle: gestern, heute, morgen«: »Bin ich, mit dem Schreiben dieses Artikels befasst, ganz gegen meine Routine auf einmal wieder zu dünnhäutig?« Denn *de iure* sei die Gleichheit der Geschlechter inzwischen ja erreicht, wer dennoch auf die fortbestehenden Ungleichheiten aufmerksam mache, gerate schnell in den Verdacht, eine paranoide Nervensäge zu sein. Dafür, dass noch immer die »Lufthoheit des Geistigen *de facto* bei den Männern« liege, nennt Vinken vier gängige Begründungen: 1) Zufall, 2) Geschichte, 3) Biologie, 4) weibliche Psyche, und sie äußert die Vermutung: »Vielleicht sind ja alle mit der Lage der Dinge ganz zufrieden?«

Vinken meint das nicht wirklich ernst. Doch ich frage mich, was an ihrem Verdacht dran sein könnte. Und zwar nicht nur aufseiten der Männer. Umfragen unter Studentinnen haben gezeigt, dass die alten Geschlechternormen im eigenen Kopf den jungen Frauen bei der Lebens- und Karriereplanung im Wege stehen. Und das nicht nur, wenn es darum geht, sich persönlich etwas zuzutrauen, Herausforderungen anzunehmen, Risiken einzugehen, sondern auch, wenn Frauen andere Frauen beurteilen, wenn sie anderen etwas zutrauen, Kolleginnen, Stu-

dentinnen, Bewerberinnen einschätzen, fördern oder behindern. Oftmals hapert es genau an dieser Stelle. Denn wie alle, denen es an realer Handlungsmacht fehlt, neigen Frauen zum Verrat. Und sie verraten nicht nur sich selbst, sondern oft auch die Frauen aus der Peergroup: die Kollegin, Mitschülerin, Schwester.

So fällt bei Konflikten im Fakultätsrat, in Berufungskommissionen oder Verwaltungsgremien immer wieder auf, dass Frauen sich gerne profilieren, indem sie andere, schwächere Frauen kaltstellen. Statt sich an den wahren Machtstrukturen abzuarbeiten, männlichen Entscheidern Paroli zu bieten, verlegt frau den Kampf gerne auf Nebenschauplätze, das heißt auf Bereiche, in denen ein Sieg leichter davonzutragen, dem Image aber mindestens genauso förderlich ist. Da entlässt die Vizerektorin lieber die Pressesprecherin als den Verwaltungschef, die Personalleiterin lieber die Buchhalterin als den Hausmeister. »Seht her, liebe männliche Kollegen«, sagt beispielsweise die einzige Frau in einer zehnköpfigen Berufungskommission, »ich bin wissenschaftlich objektiv: Weibliche Kandidaten bekommen bei mir keine Sonderbehandlung.«

Solcher Opportunismus hat zwei zentrale Gründe. Erstens: Erfolgreiche Frauen wännen sich als Ausnahme, als Auserwählte. Schon Germaine de Staël glaubte – als weiblicher Mittelpunkt diverser intellektueller Gesprächszirkel – an die Einzigartigkeit ihrer Emanzipation. Heute finden sich unter den Gegnern von Frauenquoten an Universitäten und in Aufsichtsräten nicht nur konservative Männer, sondern häufig gerade auch Frauen, die »es« geschafft haben. Der zweite Grund ist noch vertrackter. Hier funktioniert der Verrat an anderen Frauen nach dem Motto: Was ich mir nicht zutraue, traue ich auch keiner anderen zu. Der eigene Mangel an Selbstbewusstsein wird auf andere Frauen projiziert. Hinzu kommt manchmal noch eine von Neid auf Erfolgreichere gesteuerte Furcht, der eigene Misserfolg sei womöglich gar nicht die Folge der systematischen Frauendiskriminierung. Dass andere Frauen etwas schaffen, was ihnen selbst verwehrt ist, bedeutet gerade für politisch wenig reflektierte Frauen eine ganz besondere Demütigung, woraus sie dann den Schluss ziehen: Wenn ich es schon nicht schaffe,

dann soll wenigstens ein Mann und keine Frau das Rennen machen. Männer wissen das, spielen Frauen gerne auch gegeneinander aus, um sich anschließend in der Kantine über die »Stutenbissigkeit« der Kolleginnen lustig zu machen. Eine bissige Stute zu sein, das ist in der Taxonomie der Tiernamengeber aber immer noch besser als eine blöde Ziege, ein dummes Huhn, eine graue Maus oder eine hysterische Kuh.

Wie aber konnte es überhaupt so weit kommen? Hatte nicht Friedrich Schlegel schon 1799 in seinem Romanfragment *Lucinde* die Vision des Rollentauschs als »Allegorie auf die Vollendung des Männlichen und Weiblichen zur vollen ganzen Menschheit«? Was ist passiert seit jenem Brief seiner Schwägerin Caroline Schlegel, in dem diese im selben Jahr ihrer Tochter Auguste Böhmer berichtet, im Jenaer Freundeskreis sei man beim Vortrag von Schillers vaterländischen Heimchen-am-Herd-Ballade »Die Glocke« fast von den Stühlen gefallen vor Lachen? Warum konnte diese Einstellung sich im 19. Jahrhundert nicht weiter entfalten, verbreiten und durchsetzen? Wieso kam George Sand schon 1832 nur noch in Männerkleidung und mit einer offiziellen »Permission de travestissement« ins Theater oder in intellektuelle Gesprächskreise? Warum musste Hedwig Dohm sich Ende des 19. Jahrhunderts in ihren ebenso brillanten wie scharfzüngigen Essays (unter anderem in ihrer Schrift: *Die wissenschaftliche Emancipation der Frauen*) noch immer und schon wieder gegen Aristoteles' Verdikt, die Frau sei nichts als ein missratener Mann, wehren, sowie gegen Schopenhauer, Nietzsche und eine ganze Riege an heute vergessenen Ärzten, Philosophieprofessoren, einflussreichen Präsidenten illustrier Akademien und gelehriger Gesellschaften, die damals vehement gegen Frauenstudium und Frauenwahlrecht Stimmung machten? Warum dröhnen die restaurativen Glocken des 19. Jahrhunderts mit all ihrem reaktionären Klimbim bis heute in so vielen Köpfen? Gerade Intellektuelle und Wissenschaftler sollten doch lange schon eines Besseren belehrt worden sein. Ich erinnere in diesem Zusammenhang nur zu gerne an die sarkastische Bemerkung von Bertrand Russel: »Aristoteles beharrte darauf, dass Frauen weniger Zähne hätten als Männer. Obwohl er zweimal verheiratet war, kam er

nie auf den Gedanken, seine Behauptung anhand einer Untersuchung der Münder seiner Frauen zu überprüfen.«

Eigentlich wäre damit alles gesagt: Weniger Zähne und mehr Haar, weniger Verstand, dafür mehr Gefühl. Differenz und (unsymmetrische ...) Komplementarität sind die zentralen Strukturen der sexistischen Ideologie. Feministische Theoretikerinnen analysieren solche diskursiven Konstrukte seit über 150 Jahren. Die Frau als »Kaleidoscop« und »Potpourri der allerentgegengesetztesten Eigenschaften« (Hedwig Dohm), als das »andere« Geschlecht (Simone de Beauvoir), als »Metapher des Metonymischen« (Sigrid Weigel), als Blaupause für das, was der Mann nicht sein will und bei seiner imaginären Identitätsbildung abspaltet.

Vollständig lautet der Satz meines Münchner Bekannten demnach: »Frauen gehören nicht in die Wissenschaft, weil dort ja schon die Männer sind.« Er hätte auch sagen können: Du besitzt gar keine Zähne, weil ich ja schon selbst den Mund voller Zähne habe. Das ist eine typische *Conclusio ex negativo*. Hätte er gesagt: »Frauen gehören an den Herd«, wäre das viel zu leicht zu widerlegen gewesen. Denn dort tummeln sich heute die Fernsehköche. Die drei großen K: Küche, Kirche, Kinder, sind, um das viel zitierte Motto aus den Annalen der kleinbürgerlichen Nachkriegszeit zu bemühen, keineswegs mehr typisch weibliche Domänen. Sobald es um deren kulturelle, wissenschaftliche, theoretische, institutionelle oder künstlerische Nobilitierung geht, also um Diskurse, Geld und Macht, treten Frauen bescheiden in den Hintergrund. Es ist taktisch und rhetorisch also zielführender, Frauen zu beschränken, indem man vorschreibt, wohin sie *nicht* gehören, als wohin sie gehören.

Und um beim Eigentlichen zu bleiben: Eigentlich müsste ich ihm dankbar sein, ja gewiss: Eigentlich bin ich R. zu Dank verpflichtet, auch wenn mir das erst jetzt so ganz und tief eigentlich bewusst wird. Denn er hat die Klappe aufgemacht, die zu den Kellern des Unbewussten führt, hat laut gesagt, was viele nur leise denken. Schließlich sind solche Machosätze aus der Werkzeugkiste des Steinzeitflegels seit etlichen Jahrzehnten verpönt. Schon Ingeborg Bachmann zitierte 1972 mit un-

gläubigem Staunen den gewiss nicht von ihr erfundenen Satz, intelligente Frauen seien »zum Erbrechen«, keine echten Frauen. Es ist gut, ab und zu daran erinnert zu werden, dass diese Sprüche unterirdisch noch immer zirkulieren, fix und fertige Instantsprüche, die wie schlecht umhüllte Giftkapseln funktionieren. Sobald sie an die Oberfläche ploppen, verbindet sich ihr hoch dosierter Inhalt mühelos mit anderen kaum fassbaren Schadstoffen. Zum Beispiel mit dem Gift der leisen Gedanken. Auch der eigenen. Damit meine ich die leisen und sehr heimlichen, meist gut unter Verschluss gehaltenen Bewohner intimster Innenräume. Denn es gibt dort – und jetzt mache ich die Schlängengrube der eigenen Gedankenwelt mehr als nur einen Spalt auf – ja nicht nur die schon erwähnte Kleinhirn-Souffleuse, die zu mehr Souveränität und Selbstkontrolle gemahnt, sondern eine ganze Vielzahl von Stimmen, deren Chorgeflüster allerdings eher zur Kakophonie denn zur Polyphonie tendiert. Darunter das Gackern der Turboglocke, die den Viersterne-Mutterorden für das höchste Lebensziel hält. Oder das Miauen und Stöhnen des Neandertalweibchens, das sich klammheimlich nach dem feurigen Atem wilder Kerle verzehrt.

Auch zu R.s reißerischem Sprüchlein gibt es in diesem Chor das passende Echo: Es ist eine sehr leise, etwas heisere Mädchenstimme. Eine, die klein beigibt, verzichtet, kapituliert. Eine Art Milgram-Effekt der weiblichen Sozialisation: Wenn alle und alles darauf hindeuten, dass weibliche Menschen minderbegabt sind, wie kann ich dann wissen, dass sie nicht doch recht haben, auch wenn mein eigenes Empfinden dem täglich widerspricht? Wohlgemerkt: mein Empfinden. Denn das Erleben scheint ja nur zu oft den anderen zuzustimmen, mittels klassisch tautologischem Zirkelschluss zu bestätigen, dass Frauen nicht in die Wissenschaft gehören: Weil sie nicht in die Wissenschaft gehören, bekommen sie dort keinen Platz. Dass sie dort keinen Platz haben, belegt wiederum die Prämisse, dass sie dort nicht hingehören. *Quod erat demonstrandum.*

Was aber könnte helfen? Was außer Geduld und Utopien wie die folgende von Hedwig Dohm aus dem Jahr 1876: »Aus der Zukunft aber, einer fernen vielleicht, wenn der freien Entwicklung des Weibes

keine Schranke mehr gesetzt ist, wird ein Geschlecht emporblühen, dessen Herrlichkeit wir heute kaum ahnen, ein Geschlecht voll Schönheit und Grazie, voll Kraft und Intelligenz, denn schließlich bleibt die Natur immer Siegerin, weil sie eins ist mit der Wahrheit und unzerstörbar.« Ja, was könnte helfen, diese Vision zu befördern? Darüber denke ich seit Jahrzehnten nach. Doch ich weiß bis heute nur so viel: Die Antwort hat auch mit den geheimen Stimmen zu tun, mit den Einflüsterungen aus den hinteren Schädelgruben, vor allem mit den Botschaften der heiseren Mädchenstimme. Wer Visionen hat und Stimmen hört, kann natürlich, wie sattsam bekannte Frauenförderer einst rieten, zum Arzt gehen. Möglich wäre aber auch, erst einmal etwas genauer hinzusehen und zuzuhören, um die Diagnose zu verbessern. Denn Heiserkeit entsteht ja nicht nur, wenn Schreiknötchen die Stimmbänder belasten, sondern auch als Nebenwirkung einer allzu robusten Knebelung.